

Buchbesprechung zu: Mark Freeman (1993): Rewriting the self: history, memory, narrative. New York: Routledge

Juen, Barbara

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Juen, B. (1999). Buchbesprechung zu: Mark Freeman (1993): Rewriting the self: history, memory, narrative. New York: Routledge. [Rezension des Buches *Rewriting the self : history, memory, narrative*, von M. Freeman]. *Journal für Psychologie*, 7(1), 92-94. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-33382>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Mark Freeman (1993). *Rewriting the Self: History, Memory, Narrative*. New York: Routledge.

Es gibt ein bestimmtes Unbehagen an der traditionellen Psychologie, das sich bis in die sechziger Jahre zurückverfolgen läßt. Als einer der zentralen Kritikpunkte ist dabei immer wieder die »Verfehlung des Gegenstands« durch weite Teile der Psychologie hervorgehoben worden. Insbesondere habe es die Psychologie versäumt, so der Vorwurf, die menschliche Subjektivität adäquat zu erfassen. Freemans Buch »*Rewriting the Self*« stellt einen der neueren Versuche dar, diese aus dieser Kritik heraus, der menschlichen Subjektivität einen Schritt näherzukommen.

Anhand von sechs literarischen Autobiographien geht er der Frage nach, inwiefern der Prozeß des Schreibens einer Lebensgeschichte die gelebte Realität, und damit die eigene Identität, nicht nur nachzeichnet, sondern auch verändert. Damit leistet er einen Beitrag zur aktuellen Diskussion zwischen sozialkonstruktivistischen und traditionellen Ansätzen über die Rolle der Sprache. Freeman versucht jedoch, das in bezug auf diese Frage vielfach verbreitete »Entweder-Oder«-Denken zu vermeiden, bei dem Sprache nur entweder als ein Abbild der Realität oder als autistisch in sich selbst geschlossene Realität gefaßt wird.

Freemans Buch stellt somit eine Überwindung der Annahme dar, Sprache wäre ein Spiegel der Welt, ein transparentes Werkzeug ihrer Enthüllung. Zugleich jedoch distanziert er sich von der Annahme, Sprache existiere völlig losgelöst von der Realität und könne diese beliebig umformen. Sie besitzt zugleich enthüllende und verändernde Kraft. Auch Erzählungen, so Freeman, funktionieren nach diesem Muster. Durch die erzählerische Imagination gelingt es, eine Welt zu artikulieren und zu enthüllen, die niemals existiert hätte, hätte der Akt des Schreibens nicht stattgefunden. In diesem

Sinne sind Lebensgeschichten Artefakte des Schreibens. Auch unser Selbst ist ein Artefakt der erzählerischen Imagination. Ohne unsere Lebensgeschichten würden wir nicht existieren, es sei denn als Körper ohne Vorstellung darüber, wer oder was wir waren und was wir sind.

Diese Ideen entwickelt Freeman anhand der Autobiographien von Augustinus, Helen Keller, Jean Paul Sartre, Philip Roth, Sylvia Fraser und Jill Ker Conway.

Die Texte von Augustinus dienen ihm als Beispiel dafür, wie vergangenen Ereignissen im Lichte der Gegenwart neue Bedeutung gegeben wird. Das könnte man als einen Beweis dafür sehen, daß Lebensgeschichten reine Fiktionen wären. Freeman bevorzugt jedoch eine andere Sichtweise. Denn erst die Rückschau ermöglichte es Augustinus, den Irrtum seines früheren Lebens zu erkennen. Das Leben ist in diesem Fall nicht Maßstab für die Wahrheit oder Falschheit der Erzählung, sondern es ist selbst in einer gewissen Weise unwahr, und zwar so, daß erst der Lauf der Zeit seine Bedeutung für denjenigen erkennbar werden läßt, der es lebt. Erzählungen, so Freeman, sind also nicht immer die reinen Fiktionen, für die sie gehalten werden. Sie können vielmehr Werkzeuge sein, um diejenigen Wahrheiten zu erkennen, die im Fluß des Augenblicklichen nicht sichtbar werden.

Anhand dieser Autobiographie zeigt Freeman weiters, daß die Idee von Entwicklung, wie wir sie traditionellerweise verstehen, nämlich als etwas, das in der Zeit ausschließlich nach vorn ausgerichtet ist, fragwürdig ist. Entwicklung wird in diesem letzteren Fall gesehen als das stetige evolutionsgleiche Wachstum eines Projekts, das allein auf die Zukunft ausgerichtet ist. Anhand der Autobiographie von Augustinus zeigt uns Freeman, daß Entwicklung, anstatt streng am »vorwärtsgerichteten Pfeil« linearer Zeitrechnung ausgerichtet zu sein, derart mit der Erzählung verwoben ist, daß

sie ebensosehr am rückwärtsgerichteten Blick der Erinnerung ausgerichtet ist wie am Blick auf die Zukunft.

Helen Kellers Geschichte dient Freeman dazu, dem Problem der Beziehung von Welt und Sprache noch einen Schritt näher zu kommen. Helen Keller, die als Kind aufgrund einer Krankheit erblindete und ertaubte, fand durch die Sprache den Weg in die Welt zurück, der ihr bis dahin verschlossen gewesen war. Da sie jedoch das meiste, was sie über die äußere und innere Welt wußte, durch das erfahren hatte, was andere ihr erzählten und was sie gelesen hatte, war sie mit einem schmerzhaften Problem konfrontiert. Welche der Worte, die sie äußerte, und welche der Gedanken, die sie dachte, waren tatsächlich ihre eigenen - wenn es überhaupt eigene für sie gab? Stellte nicht ihr gesamtes Selbst lediglich eine Ansammlung aus fremden Texten dar? Sowohl die innere als auch die äußere Welt erschienen ihr plötzlich als sprachliche Artefakte.

Helen Keller kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß sie, obwohl die Worte, die sie benutzt, bereits von anderen vor ihr benutzt wurden, dennoch in der Lage ist, ihnen neues Leben einzuhauchen. Obwohl es nicht vollkommene Souveränität über die Bedeutungen besitzt, ist auch das Selbst, so Freeman, nicht nur ein imaginäres sprachliches Konstrukt. Ich bin fähig, etwas Neues mit den Worten zu tun und dadurch den Blickwinkel meines Selbst und meiner Welt zu erweitern.

Mit Sartres Protagonisten Roquentin wirft Freeman eine neue Frage auf. Roquentin glaubte, daß das Leben sich von der Erzählung dermaßen extrem unterscheide, daß keine Brücke zwischen beiden zu schlagen wäre. Während ersteres auf fundamentale Weise offen und undeterminiert ist, ist letztere, weil sie ihre Existenz auf einem Anfang und einem Ende aufbaut, eine Täuschung, stellt sie doch das Leben viel kohärenter, zielgerichteter und glatter dar, als es wirklich ist. Für Freeman stellen sich die

Dinge jedoch anders dar. Gerade dadurch, daß die einzelnen Ereignisse in unserem Leben in der Zeit passieren und durch unser konstantes Bemühen dem, was uns geschieht, Sinn zu verleihen, ununterbrochen imaginativ integriert und verbunden werden, wird das Leben selbst der erzählerischen Ordnung von Erfahrung unterworfen, und zwar noch während es gelebt wird und nicht erst danach.

Anhand von Philip Roths gescheitertem Versuch, mittels einer Autobiographie der »Wahrheit« über sein Leben näherzukommen, diskutiert Freeman das Problem des Wahrheitswerts der Geschichten. Im Bemühen, die unverschleierte Wahrheit über sein Leben zu erzählen, erkennt Roth, daß das Erzählen der Tatsachen untrennbar verbunden ist mit seinen gegenwärtigen Interessen und Wünschen, untrennbar verbunden mit den Hypothesen, die er aufstellen, und auch untrennbar verbunden mit der Geschichte, die er erzählen will. Roths Texte zeigen demnach die Unmöglichkeit einer »Rückkehr zu den Dingen«, so wie sie »in Wirklichkeit« waren, auf. Freeman hat ein anderes Verständnis von »Wirklichkeit«. Sie ist nicht einfach da wie ein Kristall, der auf Entdeckung wartet. Es gibt nach seiner Ansicht keine historische Wahrheit außerhalb der erzählerischen Imagination. Es ist unmöglich, die Fakten zu trennen von den Geschichten, die über sie erzählt werden. Der Prozeß der Wahrheitsfindung muß daher in einer hermeneutischen Weise neu konzipiert werden.

Sylvia Frasers Geschichte ihres allmählichen Begreifens, daß alle Schwierigkeiten und Probleme, die sie vorher erlebt hatte, darauf zurückzuführen waren, daß sie in ihrer Kindheit mißbraucht worden war, zeigt, wie die Vergangenheit die Gegenwart derart bestimmen kann, daß ein Vorwärtkommen unmöglich wird. Mit dieser Geschichte schafft Freeman eine Art Gegengewicht zu seiner eigenen, bis dahin vertretenen Ansicht, daß Sprache in jedem Fall imstande ist, die Realität umzuformen. Obwohl die

Idee einer rein gesetzmäßigen Verursachung problematisch erscheint, wenn sie auf alle menschlichen Belange angewendet wird, da das Subjekt dabei der Realität unterworfen wird ohne eigene Aktivität und Entscheidungsfähigkeit, sollte die Idee der Determinierung dennoch in manchen Fällen nicht so einfach über Bord geworfen werden. Das ist besonders bedeutsam, wenn es sich um traumatische Erfahrungen handelt. Diese können unser gesamtes Sein dermaßen beeinflussen, daß ein Vorwärtsskommen unmöglich erscheint. Aber auch hierbei erinnert Freeman an die »Sowohl-als-auch«-Perspektive, von der er ausgegangen ist, in der der Text eines Lebens sowohl nach vorn als auch nach rückwärts gelesen werden kann und muß. In dem Moment, in dem sie ihre Erinnerung und damit die Fähigkeit wiederfindet, ihre Erfahrungen in Worte zu fassen, gelingt es Sylvia Fraser, ihr Leben aktiv zu gestalten und ihm nicht mehr nur passiv unterworfen zu sein.

Im letzten Kapitel geht es Freeman ebenfalls um das Problem der Determinierung. Anhand von Jill Ker Conways Autobiographie zeigt er auf, wie soziale Realität die persönliche Lebensgeschichte durchdringen und bestimmen kann. Soziale Realität bestimmt das Leben, das man lebt, und das Selbst, das man ist, und sogar die Geschichten, die man erzählt. In diesem Zusammenhang wird die moralische Dimension von Erzählungen bedeutsam. Freeman

macht hier deutlich, daß die Art, wie jemand seine eigene Lebensgeschichte begreift, undenkbar ist außerhalb dessen, wer oder was er oder sie glaubt, sein zu sollen. An Conways Geschichte können wir allerdings auch sehen, daß, obwohl beide, Leben und Realität, sozial konstruiert sind, dennoch immer Raum bleibt für menschliche Freiheit. Freiheit in bezug auf das Leben, das wir leben, ebenso wie in bezug auf die Geschichten, die wir erzählen. Conway durchbricht die Schranken ihrer Existenz, indem sie sich für ein Leben entscheidet, das einem Menschen ihrer Herkunft und ihres Geschlechts normalerweise nicht so einfach zugestanden wird. Außerdem durchbricht sie die Begrenzungen der Erzählformen ihrer sozialen Realität, da sie keine Genres findet, die geeignet wären, den einzigartigen Verlauf ihres Lebens adäquat zu erfassen. Sie muß eine neue Geschichte erzählen, eine, die der Mehrdeutigkeit ihres Entwicklungsverlaufs eher gerecht zu werden versucht.

Freemans Buch stellt einen gelungenen Versuch dar, die »Poesie« einer Lebensgeschichte zu enthüllen und zugleich damit der Vorstellung Ausdruck zu verleihen, daß Sprache uns nicht allein die Möglichkeit von Erkenntnis, sondern auch von Freiheit eröffnet. Er zeigt einen Weg auf, dem Problem der menschlichen Subjektivität einen wichtigen Schritt näherzukommen.

Barbara Juen